

# Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 31.

Halle a. d. S., Sonntag 5. August.

1888.

Inhalt: Auf Hohen-Moor. Novelle von Claire von Glümer. (Fortf.) — Von Lüneburg über Bardowik zur Elbe. Von H. Girt. — Land- und Hauswirtschaft: Anweisung zur Kultur der Futterrüben. Sellerieknacht. Die Erhaltung der grünen Farve bei eingemachten Früchten. Zur Fleischkonjervierung. Brennnesselamen als Pferdefutter. Radirte Butter. Ein Mittel gegen die Augenschwäche gefunden. Mittel zur Vertreibung der Motten. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton: Mannichsalziges: Die Ziehungen der preussischen Klassenlotterie. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist unersagt.

## Auf Hohen-Moor.

Novelle von Claire von Glümer.

(Fortsetzung.)

Das Wetter war sehr unfreundlich geworden. Von dem chaotischen Wolkengewimmel, das der Südwest über das Gebirge jagte, blieb hier und da an Berggipfeln und in Schluchten ein Fegen hängen, der gespenstlich weiter kroch. Es heulte und brauste in den Lüften, der Wald ächzte, die Windfahnen des Schlosses kreischten, und wenige Minuten, nachdem Eby den Garten betreten hatte, begann heftiges Schneegestöber. Daß Wulf sie jetzt noch draußen vermutete, war nicht anzunehmen; aber die Fenster des Mittelsaales waren hell, und als Eby näher kam, drangen abgerissene Klaviertöne durch das Windgebräus zu ihr. Jobjt Elamor spielte, auch Wulf war vielleicht dort. Und wenn nicht, — selbst Elamors Gesellschaft schien ihr in diesem Augenblicke dem Alleinsein oder der bedrückenden Luft der Krankenstube vorzuziehen.

Den Saal zu erreichen, war indessen nicht so leicht. Aus jedem Winkel erwartete Eby, den „Kleinen“ hervorkommen zu sehen, auf jeder knarrenden Treppenstufe stand sie erschreckend still, und so unheimlich wurde ihr im oberen, spärlich erleuchteten Gange, daß sie in den eigenen Schritten die eines Verfolgers zu hören glaubte. Immer rascher eilte sie vorwärts und stieß die Saalthür ungestüm auf. Jobjt Elamor war allein.

Wütten im Takte abbrechend, sah er sich um.

„Du, Eby!“ rief er, nicht eben freundlich. „Nun, so komm doch herein“, fügte er ungeduldig hinzu, als sie auf der Schwelle zögerte.

„Ich fürchte, dich zu stören“, antwortete sie, indem sie der Aufforderung folgte.

„Das hast du schon gethan“, sagte er; „aber wie siehst du denn aus, — naß und zerzaust, — ich glaube gar, du bist bei dem Wetter draußen gewesen . . . willst du denn nie vernünftig werden?“

Mit diesen Worten wendete er sich wieder dem Flügel zu und blätterte in den Noten. Eby war empört.

„Ich hoffe, du wirst dich nicht um mich kümmern, wirst weiter spielen“, sagte sie spöttisch, während sie sich fröstelnd des nassen Mantels entledigte, die Pelzmütze abwarf und sich das Haar aus der Stirn strich.

„Du machst dir ja nichts aus Musik“, antwortete Jobjt.

„Wie kommst du darauf?“ fragte das junge Mädchen.

„Die Musik muß nur danach sein. Wenn Mimi Wartenburg den „Sehnsuchtswalzer“ spielt, oder die „Klosterglocken“, höre ich immer mit Vergnügen zu. Aber freilich, wenn darauf losgepaukt wird, daß man nichts mehr hört, als ein wirres Getöse, und der Spielende — ich mag es überhaupt nicht leiden, wenn ein Mann Klavier spielt, — macht dazu ein Gesicht, als ob er eben die Welt eroberte, so ist mir das ebenso lächerlich wie langweilig.“

Jobjt Elamor lachte bitter auf; das war die Lebensgefährtin, die sein Vater für ihn, den Musiker, auserkoren hatte. Auch wenn er frei gewesen wäre, hätte er sich zu dieser Ehe nun und nimmermehr verstanden.

„Bravo, Kleine, bravo! Das Urtheil macht dir und deinem Kunstgeschmack alle Ehre!“ antwortete er, indem er einen Blick auf Eby warf, der sie jahrelang verfolgen sollte. Schon jetzt sagte sie sich, daß sie doch wohl zu weit gegangen sei; denn auch Jobjt Elamor's Spiel hatte sie dann und wann schön gefunden und wußte, daß die Musik Höheres zu geben hat, als den Sehnsuchtswalzer. Sie hätte einleuten, dem Wetter ein verständliches Wort sagen mögen; aber er raffte seine Notenblätter zusammen und ging aus dem Zimmer.

Das war nun wieder ganz nach seiner Art, sie in dem unheimlichen, dunklen Saale allein zu lassen. Die Lichter am Flügel zeigten eben nur, wie finster der übrige Theil des weiten Raumes war. Und kalt war es, Eby fröstelte so, daß

## Mannichsalziges.

### Die Ziehungen der preussischen Klassenlotterie.

Vieler Augen in der preussischen Monarchie sind heute nach Berlin gerichtet. Die Glücksgöttin hat für ein paar Wochen hier ihr Lager aufgeschlagen, um diesem eine große, jenem eine kleine Gabe zu bringen, und um den allermeisten eine arge Enttäuschung zu bereiten. 600,000 M. haben oder nicht, das ist ein gewaltiger Unterschied, wenigstens für denjenigen, der nicht mit Millionen als seinem Bestibthum zu rechnen pflegt. Mit Millionen zu rechnen, die einem nicht gehören, ist ein trauriges Geschäft. Statistiker, Beamte und Parlamentarier befassen sich damit. Ein Statistiker flügelte einmal vor Jahren aus, die Wahrscheinlichkeit, vom Blitze erschlagen zu werden, sei viel größer als diejenige, das große Loos zu gewinnen. Trohaldem werden die Hoffenden nicht alle, und zu meiner Beschämung muß ich (so schreibt ein berliner Berichterstatter der „S. V.-Z.“) gestehen, daß auch ich dazu gehöre — bis die Hauptziehung der königlichen preussischen Klassenlotterie vorbei ist, die am 24. Juli ihren Anfang genommen hat.

In Wahrnehmung berechtigter Interessen erkundschafte ich das Haus, in welchem die große Ziehung vor sich geht, um möglichst Zeuge des feierlichen Augenblicks zu werden, in welchem meine Nummer mit . . . na, mit dem großen Loos gezogen

wird — nur Lumpe sind bescheiden —, Schützenstraße 8, ein altes, fiskalisch verwahrlostes Haus, in welchem eine breite Treppe zu dem Ziehungslocale sich emporwindet. Oben angekommen, gewahrte ich in dem freien Raum vor der Thüre, die nach dem Saale führte, ungefähr ein halbes Duzend Personen, welche mich etwa mit demselben Blicke maßen, wie der Handlungsreisende in einem Hotel den neu ankommenden Kollegen von der Konkurrenzfirma; denn auch sie spekulirten auf das große Loos. Vor der Thüre saß ein schwitzender Schutzmann, welcher uns bedeutete, daß nur von Zeit zu Zeit der Einlaß stattfindet, daß wir uns aber nur eine kleine Weile zu gedulden brauchten. Lange werden Sie es drinnen nicht aushalten, fügte er wohlmeinend und sich den Schweiß abwischend hinzu. Der Mann der Nacht hatte recht. Ein überriechender heißer Dunst strömte uns in die Nase, als die Thüre sich öffnete und einige Personen, sichtlich nach Luft schnappend, heraustraten.

Da wären wir also. Fortuna hat sich einen niedrigen öden Saal mit fünf Fenstern Front gewählt; eine Barriere scheidet denselben in zwei Hälften. Vor der Barriere stehen vielleicht dreißig Personen, darunter natürlich auch einige Frauen, und schauen vor sich nach zwei Herren an einem Tische, welcher die allerdings nur geringfügige Breite des Saales einnimmt. Hundertzweundzwanzigttausendsiebenhundertbeens, ruft der eine mit lauter Unteroffizierstimme und überreicht dem neben ihm sitzenden Herrn die Loosnummer. Nicht einmal richtig deutlich

ihre die Fäden zusammenschlugen. Hastig nahm sie Mantel, Pelzlappe und Handschuhe und horchte dabei auf den Sturm, der immer bestiger wurde. In sein Geheul klang das Kreischen der Wetterfahnen, das Prasseln vom Dache fallender Ziegel, das Anschlageln eines losgerissenen Fensterladens. Plötzlich stieß Ewy einen Schrei aus; im Augenblick, als sie sich der Thür zuwendete, flog hinter ihr ein Fenster auf; ein kalter Luftzug fuhr, die Lichter verlöschend, über sie hin, und gleichzeitig — sie wußte nicht, war es Wirklichkeit oder ein Trugbild ihrer überreizten Nerven, — war er da, — nicht hörbar in dem Tosen um sie her, nicht sichtbar in der tiefen Finsterniß, — und doch glaubte sie ein graues Männchen zu sehen mit dickem Kopfe und schwankenden Bewegungen, nicht größer als ein fünfjähriges Kind. Ein graues Röschchen umschloß die kleine Gestalt, die kleinen Füße steckten in grauen Schuhen, auf dem Kopfe trug er, weit zurückgeschoben, indef die grauen Haarsträhnen bis auf die Augen fielen, ein rothes Käppchen, und ein rothes Fäbchen war es, das er in der Hand hielt. Schattenhaft, mehr hühnend als gehend, kam er auf Ewy zu, näher, immer näher; mit einem zweiten Aufschrei brach sie besinnungslos zusammen.

Als sie wieder zum Bewußtsein kam, lag sie auf ihrem Bette; die Mutter und Holdtchen waren bei ihr.

„Kind, Kind, wie hast du uns erschreckt!“ jagte die Mutter mit leisem Vorwurf; aber Ewy schien es nicht zu hören, richtete sich auf, starrte wild umher und fragte flüsternd: „Ist er hier? . . . Habt ihr ihn nicht gesehen?“ Und dann sprach sie wirr durcheinander von Wulf, Vater Reinholdt, Josph Clamor und dem kleinen grauen Männchen mit rother Kappe und Fahne. Bis Mitternacht fuhr sie fort zu phantastiren; dann schlief sie ein.

## 5.

Am folgenden Morgen — der Sturm hatte sich gelegt, aber der Schneefall dauerte fort und hüllte die Ferne in weißlich-graue Schleier, — kam ein Bote aus Allrode und brachte einen Brief des Schlossherrn an Gräfin Eweline.

Der Aufenthalt in den lange nicht durchheizten Räumen des Jagdhauses wäre unerträglich, schrieb der Graf; er würde doch schon heute zurückkehren und bäte, seine Zimmer inskand zu setzen.

„Und ich habe noch nicht mit Josph Clamor gesprochen!“ rief Eweline, als sie gelesen hatte. Trotz aller Einwendungen ihrer Pflegerin bestand sie darauf, das Bett mit der Chaise-longue im Wohnzimmer zu vertauschen, und ließ, sobald dies geschehen war, Josph Clamor um eine Unterredung bitten.

Er kam sogleich. Mit ungewöhnlicher Wärme küßte er die kleine, abgezehrte Hand, die sie ihm zustreckte, denn des Vaters Mittheilung hatte seine Theilnahme für die schon so lange geduldig Leidende noch erhöht. Sie aber glaubte in der Bewegung des jungen Mannes den Ausdruck seiner Liebe und Sorge für Ewy zu erkennen und beilegte sich, ihn durch die Mittheilung zu beruhigen, daß diese seit Stunden schon in gesundem Schlafe liege. Ihr mütterliches Herz erwärmte sich

für ihn; in dem herzlichem Tone von ehemals forderte sie ihn auf, sich zu setzen, und bat, es ihr nicht anzurechnen, wenn sie ihm Unliebames sagen müßte.

„Dein Vater hat mir einen Auftrag gegeben, den ich ausrichten muß, ehe er heute zurückkommt,“ fügte sie hinzu.

„Einen Auftrag?“ wiederholte er, nichts Gutes ahnend.

„Ja, lieber Josph!“ antwortete Gräfin Eweline. „Wie in früheren Zeiten soll ich auch jetzt wieder zwischen Euch Vermittlerin sein; gebe der Himmel, daß es mir gelingt! Als sich dein Vater gestern abend verabschiedete, erzählte er mir, daß er eine heftige Auseinandersetzung mit dir gehabt. Alle seine Vorschläge hättest du eigenfönnig zurückgewiesen, sagte er; jede weitere Diskussion würde ebenso nutzlos wie unerquicklich sein, es bliebe ihm nichts übrig, als dir seinen unumföpplichen Willen mitzutheilen.“

„Und der ist?“ fragte Josph Clamor.

„Daß du hier bleibst,“ antwortete Gräfin Eweline, seinen Blick vermeidend. „Du müßtest dich in die hiesigen Verhältnisse, in die Pflichten deines Standes einarbeiten, meinte dein Vater. Wenn es dir un bequem wäre, dich, nachdem du so lange selbständig warst, unjermem Familienkreise einzufügen, würde er dir Allrode wohnlich einrichten lassen, und wenn du Schulden hättest, brauchtest du ihm nur die Summe zu nennen, dann würde er sie bezahlen, ohne irgendwelche Rechenschaft zu verlangen. Dagegen würde er dir für einen längeren Aufenthalt in Leipzig oder einer anderen Stadt keinen Groschen mehr bewilligen.“

Josph Clamor lächelte spöttlich auf.

„Also ausgehungert soll ich werden!“ sagte er. „Der Vater irrt sich . . . damit bin ich nicht zu zwingen . . .“

„Lieber Josph,“ fiel Gräfin Eweline ein, „was willst du anfangen ohne seine Hilfe?“

„Arbeiten, liebe Tante!“ antwortete der junge Mann, und lächelnd fügte er hinzu: „Du brauchst mich nicht so entsegenstvoll anzustarren; auf Tagelohn zu gehen, ist nicht meine Absicht; wozu meinst du wohl, daß ich so lange Musik findirt habe?“

Gräfin Eweline wechselte die Farbe.

„Das ist hoffentlich nicht dein Ernst, lieber Josph!“ sagte sie in ängstlichem Tone. „Bedenke doch . . . ein Graf Hohenmoor für Geld Klavier spielen . . .“

„Beruhige dich, auch so ist es nicht gemeint,“ fiel Josph Clamor ein. „Leider nicht; mein Spiel würde den heutigen Anforderungen schwerlich genügen. Nein, als Komponist hoffe ich mir den Weg zu bahnen; meine Oper, an der ich über Jahr und Tag fleißig arbeite, naht sich der Vollendung.“

„Deine Oper!“ sagte Gräfin Eweline gedeut. „Lieber Josph, die kannst du ja in Allrode ebenso gut fertig machen wie in Leipzig.“

„In meinen Mußestunden, meinst du!“ rief der junge Mann.

„Nein, liebe Tante, der schaffende Künstler bedarf einer Umgebung, in welcher ihm Verständnis, Anerkennung, Anregung zutheil wird. Hier aber, — gestern abend erst hat mir Ewy erklärt, ein Klavier spielender Mann wäre ihr ebenso langweilig wie lächerlich.“

sprechen kann man hier, dachte ich für's erste, als ich diesen unverständlichen berliner Dialekt vernahm, hinterher aber, als ich hörte, daß auch der zweite Herr, welcher jeden über den niedrigsten Betrag hinausgehenden Gewinn neben der Loosnummer noch einmal verkündigte, dieselbe Sprechweise anwandte, kam ich auf den Gedanken, daß Methode in der Sache liege. Zum Unterschied von drei, welches richtig gesprochen wird, spricht man nämlich eins und zwei auf diese Weise aus, um Mißverständnisse leichter auszuschließen, welche aus der ununterbrochenen Anwendung des etwantes entstehen könnten. Die Zahlen spielen hier die Hauptrolle.

Das ganze Ziehgeschäft entwickelt sich folgendermaßen. Auf den beiden Enden des Tisches ruhen die beiden Glücksräder, trommelartige Glasbehälter, die drehbar sind und in denen die Nummern zusammengewollt liegen. In der linken Trommel liegen die Gewinnnummern, in der rechten die Loosnummern, vor der offenen Klappe einer jeden Trommel steht auf dem Tische je ein Weizenkorn in braunem Rock und weißem Höschen, nimmt aus der Trommel ein Nöschchen und läßt es in einer Rinne auf den Tisch hinabgleiten, wo dasselbe von je einem Weizenkorn geöffnet und einem der beiden am Tische stehenden Herren überreicht wird. Während nun der eine Beamte von rechts die Loosnummer erhält und verliest, hat der andere von links die Gewinnnummer erhalten. Beträgt der Gewinn über 210 M., so nennt, wie gesagt, der zweite Beamte den Gewinn und ruft die Loos-

nummer nochmals, beträgt er aber nur 210 M. — und darin bestehen bekanntlich die meisten Gewinne —, so wird der Gewinn nicht besonders ausgerufen. Der zweite Beamte, die Hauptperson, nimmt schließlich jedesmal Gewinnnummer und Loosnummer zusammen und reicht sie einem fünften hinter ihm stehenden Weizenkorn, welcher beide Nummern zusammengesteckt aneinanderreicht, sodas später im Zweifelsfalle noch einmal genau festgestellt werden könnte, auf welche Nummer dieser oder jener Gewinn gefallen ist. Vor dem Tische, mit dem Rücken nach dem Publikum, sitzen zwei vereidigte Stenographen, welche die ausgerufenen Zahlen notiren, und weiter nach der Barrière zu, unmittelbar vor dem Publikum, etwa zwölf Zeitungsberichterstatter, welche man auf den ersten Blick für Zeichner halten könnte, denn sie hantiren auf einem großen Reihbrett herum. Ihre Bewegungen gleichen denjenigen der Schrifsteger, sie haben bald oben, bald unten, bald rechts, bald links auf dem Brette zu thun, genau so wie die Schrifsteger, wenn sie die Buchstaben aus den Kästen nehmen oder ablegen. Auf dem Brette ist eine Tabelle aufgespannt mit soviel fortlaufenden Zahlen, als Tausende in der Lotterie vorhanden sind, sodas nur noch die beiden letzten Zahlen notirt zu werden brauchen, um die vollständige Loosnummer zu haben, die soeben ausgerufen ist. Das Anrufen, überhaupt das ganze Ziehgeschäft geht ziemlich reich flottanten, und wer mit dem Notiren nachkommen will, muß daher flink sein und mit der Tabelle gründlich Reicheid wissen. Die Gleichförmigkeit der Bewegungen,



Gräfin Eveline erschraf.

„Ein unvernünftiges Kind, auf dessen Aussprüche nichts zu geben ist,“ antwortete sie mit erzwungenem Lächeln, „und du weißt ja: was sich neckt...“ Sie brach ab, es war ihr nicht möglich, die Unwahrheit vollends über ihre Lippen zu bringen, und eine Erlösung war es ihr, daß sich in diesem Augenblick im Nebenzimmer Elys Stimme hören ließ. „Meine Kranke ist erwacht, ich möchte nach ihr sehen, lieber Sobst; willst du mir meine Krücken geben?“ sagte sie. Und als er ihr dieselben zureichte, faßte sie seine Hand und fügte bittend hinzu: „Uebereile dich nicht... mache wenigstens den Versuch, mit dem Vater auf freundlichem Fuße zu bleiben. Der letzte Schritt, der zum Bruche zwischen euch führt, steht dir auch später frei; aber ich hoffe, es soll alles besser werden, als dir jetzt möglich scheint.“

Mit diesen Worten nahm sie ihre Krücken, und Sobst Elamor ging.

„Besser werden!“ wiederholte er bitter lächelnd in Gedanken, während er nach seinem Zimmer zurückkehrte.

Den Rath, nicht sogleich mit dem Vater zu brechen, hätte er gern befolgt, aber wie sollte er das möglich machen? Eine längere Trennung von Regine war für sie beide unerträglich; außerdem bedurfte er der freien Verfügung über seine Zeit, des freien Spielraums für sein Talent. Im Augenblick schien ihm nichts anderes möglich, als zu gehen, und zwar ehe der Vater von Altkode wiederkam. Vielleicht sah dieser bei ruhiger Ueberlegung ein, daß die zeitweilige Rückkehr Sobst Elamor's

nach Leipzig zur Ordnung seiner Angelegenheiten nothwendig war. Und wenn nicht, so wurde es jedenfalls leichter, seinen Jorn in der Ferne zu ertragen, als, gereizt, wie beide waren, in Hohen-Moor täglich auf einander zu plagen.

Wie bereit athmete Sobst Elamor auf, als er zu diesem Entschlusse gekommen war, und ging sogleich an seine Reisevorbereitungen. Er packte seine Sachen, gab Befehl, gleich nach dem Mittagessen den Schlitten zur Fahrt nach der Eisenbahnstation bereit zu halten, und hatte eben den Abschiedsbrief an den Vater begonnen, als ihm ein Telegramm gebracht wurde.

Es kam aus Leipzig und lautete: „Bin heute abend sechs Uhr in Eisenhof. R.“

R., das konnte nur Regine seine; aber was hatte ihr Kommen zu bedeuten? Als ob er seinen Augen nicht traue, las Sobst Elamor die Zeilen zum zweiten und dritten male. Auf der nächsten Bahnstation wollte sie mit ihm zusammen treffen, in dem kleinen Eisenhof, wo er von Jung und Alt gekannt war, und wo Regine auch nicht für eine Nacht Obdach finden konnte. Sie wußte das durch seine Erzählungen von der Heimath; hatte sie es außer Acht gelassen, oder kam sie in der Absicht, das Aufgeben des Geheimnisses und ihre Einführung in den Familienkreis von Hohen-Moor zu erzwingen? Sie hätte keinen ungünstigeren Zeitpunkt wählen können.

(Fortf. folgt.)

## Von Lüneburg über Bardowik zur Elbe.

Wer Lüneburg besucht, wird oft an Halle erinnert. Die Städte sind ihrem Charakter nach von Natur verwandt, auch haben sie eine gleiche geschichtliche Entwicklung. Die schon mit der Sage verknüpften Salzquellen, welche den Anlaß zur frühesten Besiedelung der Plätze an der Almenau und Saale gegeben haben, sind für beide Orte bezeichnend. In frühster geschichtlicher Zeit finden wir hier wie da Wendener Niederlassung, Gründung einer Burg (Lüne — Halla), schnelles Anwachsen des deutschen Elements um diese Burg und zeitige (schon um das Jahr 1000) Erlangung des Stadtrechts; im Mittelalter Entwicklung eines mächtigen Patrizierthums aus den Salinebetriebern, Aufblühen von Handel und Gewerbe und frühzeitigen Anschluß an den Hansebund, Jahrhunderte lang fortgesetztes Bestreben, sich selbständig, von der Oberhoheit, wie hier der Welfen, so dort der Erzbischöfe, frei zu machen, im weiteren Streitigkeiten mit den Prälaten, welche ihre Einkünfte aus den Städten ziehen, sich aber um die Lasten derselben nicht kümmern, infolgedessen frühen Anschluß an die reformatorische Bewegung, arge Heimsuchung im 30jährigen Kriege, schwere Prüfung unter der welfensächsischen Herrschaft; in jüngster Zeit endlich einen neuen gewerblichen Aufschwung beider Städte.

Was diesen Aufschwung in der Neuzeit betrifft, so läßt sich

der Vergleich zwischen Lüneburg und Halle fortsetzen. Das jetzt erst der Wälle entkleidete Lüneburg steht im Verhältniß seiner Größe (21,000 Einwohner) Halle kaum nach. Es werden dort gegen 400,000 Centner Salz und Chemikalien jährlich gewonnen und 30,000 Ctr. Gußeisen, 2500 Ctr. emaillirtes Gußeisen, 4000 Ctr. Schmiedeeisen jährlich bereitet. Den Gewinn der Stadt Halle an Mineralien macht die Lüneburger Ausbeute an Cement, der Tag und Nacht gebrochen wird, und an Gips weit. Dazu kommen in Lüneburg ansehnliche Webereien (Blüsch und Leinwand), Ziegeleien, sowie zahlreiche andere Fabrikzweige in Betracht.

In älterer Zeit hatte Lüneburg auch einen lebhaften Handel; die Gegend am Lünen Thore zengt heute noch davon. Da befinden sich an beiden Armen der Almenau noch mancherlei Anlagen, Kaufhäuser, Speicher, Höfe, z. B. der Bisculenhof, das alte, ehemals mit reichem Schmuck versehene Lager- und Wohnhaus der Patrizierfamilie der Bisculen, welches aus dem 15. Jahrhundert stammt. Das ganze untere Stockwerk bestand, wie noch jetzt an den vermauerten Bögen in der breiten Backsteinfront längs des Flusses zu ersehen ist, aus großen, gewölbten Lagerräumen. Eine breite Seitentreppe auf dem durch eine Seitenstraße zu erreichenden Hofe führte in die Wohnräume der Bisculen im Obergeschloß hinauf.

welche mit der Rechten und dem Oberkörper ausgeführt werden, könnte den Beifall des drilleisrigsten Unteroffiziers finden.

Sind hundert Nummern mit den Gewinnen gezogen, so schließen die beiden kleinen, gleichgültig dreimachenden Knaben auf den Tischen die Klappe an den Glücksrädern und drehen dieselben einmal um, sodaß die Loose und Gewinne durcheinander fallen. Damit ist zugleich der Augenblick gekommen, wo der Aus- und Eintritt erfolgt, und wo die paar Beamteten ein bißchen sich verpußen können. Ein Diener erscheint dann mit einem Sprühbeutel und läßt einen kalten Wasserstrahl auf die heißen Köpfe der Beamten und Knaben los, die ihrerseits der wohnigen Empfindung inmitten dieser Schwüle durch ein aufrichtiges „Ah“ Ausdruck zu geben pflegen. Dann geht die einförmige Geschichte von neuem los, bis schließlich nach so und so viel Tagen aus der linken Trommel der letzte Gewinn gezogen ist. Was dann in der rechten Trommel noch an Vooles zurückbleibt, das sind Nieteten — ach, und mit Schreden denke ich daran, daß ich auch diesmal wieder eine Niete gewinnen werde. Fortuna ist ein blindes Weib, den Reichtigen wird sie jetzt eben so wenig treffen wie früher.

Mit dieser Empfindung verließ ich die dunstige Stube, in welcher mir bei geschlossenen Fenstern alle Phantasie und Hoffnung verloren gegangen war. Ich wollte meinen Begleiter auf die Weide schicken und eine Kneipe aufmachen — das Sommerideal der Musikanten und Journalisten —: nun werde ich die alte Währe doch wieder lammeln müssen. Aber ich mag nicht

schlecht sein, und so wünsche ich wenigstens jedem Leser und jeder Leserin das große Loos.

## Literatur und Kunst.

\* König Albert von Sachsen im Felde 1849, 1866 und 1870/71. Vaterländische Gedenkblätter von Max Dietrich. Mit 4 Holzschnitten. Wir empfehlen das Buch aufs wärmste, dasselbe ist in der Albans'schen Buchdruckerei Chr. Teich in Dresden erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben.

\* Von der Welthandelszeitchrift „Globe“ in München liegt uns Nr. 152 vor, welche Nummer in den 3. B. in München stattfindenden Ausstellungen in Zeitungsform des Hrn. Rudolf Mosse gratis abgegeben wird. Eine stattliche 20 Seiten starke und typographisch vorzüglich ausgestattete Nummer ist es, welche die Verlagshandlung den Ausstellungsbesuchern als Erinnerung an München bedizirt. Münchenerische Illustrationen zieren die im redaktionellen Theile befindlichen Artikel hervorragender Kunst- und industrieller Firmen, während die 12 Seiten Zinerate ein bereites Zeugniß dafür ablegen, daß die deutsche Industrie ein derartiges nur ihren Interessen dienendes Organ auch thätig unterstützt.

Diesen weitläufigen Hof umgaben noch andere Speicheranlagen, sowie Arbeiterwohnungen. Der Handelsherr hatte hier seine Baracken, sowie sein Personal zur Stelle; der Hof umschloß sein ganzes Geschäftsgelände. Auch in neuerer Zeit, noch vor wenigen Jahrzehnten, betrieb Lüneburg einen großen Durchgangshandel, namentlich mit Heringen, der sehr einträglich gewesen sein muß. Seit Errichtung der Hamburg-Berliner (1846) und der Hamburg-Hannoverschen Eisenbahn ist aber dieser Handel gänzlich eingegangen.

Wenn nun auch nicht in Bezug auf den Handelsverkehr, so hält Lüneburg gegenüber doch noch nach einer anderen Richtung einen Vergleich mit Halle aus, nämlich was seine Kunst- und Altertumsstücke betrifft. Dieselben sind vorläufig an zwei Orten gesammelt untergebracht; es wird aber der Bau eines städtischen Museums in Lüneburg binnen kurzem vor sich gehen, da für denselben aus dem Welfenfonds 100,000 M. bestimmt sind und die Stadt die übrigen Kosten bestreiten wird.

Ein dem sehr alten, der spätgotischen Johannisstraße gegenüber liegenden Kalandsbau, einem gezelebten, massiven Gebäude mit gotischem Schmuck, befindet sich der größere Teil der Sammlungen, während der Rest in dem Gymnasium untergebracht ist. Nur einige Besonderheiten des Lüneburger Museums werden hier angeführt. Zunächst sei eine Sammlung von Globen (darunter zwei Mercator'sche) und Kartenwerken erwähnt, ferner eine bedeutende Sammlung älterer Holzschmitt- (Antiquitäten und Kupferstich-) Spielarten, von Handdruck- und von Backformen. Letztere haben ein kulturgeschichtliches Interesse, da sie von dem Sinn und Gehalt der ehemaligen Handwerkerstellen, die jene Backformen in ihren Freistunden fertigten, Zeugnis ablegen. Eine gleiche Abtheilung besitzen die in einem durch Blei gegen das Licht abgeschlossenen Zimmer aufbewahrten älteren Stickereien der Marchenbäuerinnen (große Muster), wie überhaupt prächtige Kleidungsstücke, Trachtstücke der Marchenbewohner und der Lüneburger Bauern, in den Wandfächern hier zahlreich aufgehängt sind. Eine weitere Besonderheit des Museums bilden die Nadel- und Silberfiligranarbeiten der Marchenbewohner, meist Heften mit breiten, runden Köpfen. Diese Kunst wurde früher bei den Marchenbauern sehr geübt. Unter den Metallarbeiten finden sich viele einheimische Stücke (Grapen, Zunftkumpen u. s. w.). Aus der keramischen Abtheilung endlich wurde manches schöne Stück zu erwähnen, hier seien als Besonderheit nur die „kalten Schalen“ genannt, d. i. irdene Kräfte, in denen die sogenannten Braunschweiger Kaltschale zubereitet wurde (modernen Waschbecken ähnlich, an denen die Kräfte für die Citrone nicht fehlen).

Der Weg zum Rathhause führt über den „Sand“, einen breiten, von hohen, alten Giebelhäusern besetzten Platz. Die meist abgetretenen Giebel sind sämtlich dem Platte zugekehrt. Die Häuser sind massiv aus Backsteinen gebaut und stehen in gerader Front empord. Nur die Fenster sind auf die Straße herausgehoben (Balkons). Ob ist nur das mit breiter Deele im Hinterraum verzierte Erdgeschloß bewohnt, der mächtige Giebelraum selbst dient als Boderraum. Eine Wunde stellt an keinem Hause. Statt der Fenster sieht man an den Giebeln überall runde oder eckige Blendfenster, welche mit (Schiffstaub-)Friselen aus glasierten bunten Backsteinen umkleidet sind. Diese Friselen gliedern in mannichfacher Weise das Giebelfeld; vornehmlich bleibt neben der spätgotischen die Renaissancezierde. Auch in den Seitenstraßen findet man stets die Giebel der Straße zugekehrt und durch Friselen von glasierten Ziegeln gegliedert.

Auffallendweise findet man an einigen Häusern die unten auf dem Fundament ruhende Backsteinmauer infolge Salpetersaltigkeit des Erdbodens an der Außenseite vollständig ausgehölet und abgebrockelt. Früher soll dieser Liebelstand an den Häusern hier allgemein gewesen sein.

Das Rathaus, ein großer Bau in freier Lage auf dem Markte, macht in seiner jeglichen Gestalt von außen keinen einheitlichen Eindruck, es ist vielmehr ein Wirrwarr von Baustücken aus dem 13.—18. Jahrhundert. Von den früheren 5 Thürmen ist nur der Hauptthurm erhalten. Große Beachtung verdienen die Innenräume, zunächst auf der hinteren Nordseite die Rathsküche mit dem Hauptstuhl, den Schmeigereien Albert's von Soest. Auch hier drängt sich die Erinnerung an Halle auf, und zwar weniger an die fast gleichzeitig mit

diesem Holzschmiedwerk geschlossenen Stühle in der Marienstraße dabei, sondern an die einige Jahrzehnte später ausgeführten Tafelungen im Kalandsbau, die indes, was die Vertheilung des durch wechselnde Formen und durch Farbenabstufung liebsten Materials über den ganzen Raum betrifft, von dem Lüneburger Einzelstuhl nicht übertroufen werden. Dem Besucher der Lüneburger Rathsküche fallen ins Auge vier zierliche Bildwerke (Szenen aus der biblischen und römischen Geschichte, sowie Allegorien darstellend), die mit einem beträchtlichen Figurenaufwand auf sehr beschränktem Raume angebracht sind, zwei auf den mannshohen Stuhlbrüstungen und zwei über den Thüren, letztere je durch eine kunstliche Eingefasung, welche zu der reichgegliederten Renaissance-Thür- beleuchtung gehört. Die Säulen an den Thürposten, auf denen der obere Aufbau ruht, konnten ursprünglich gedreht werden, um auch den auf der Rückseite über den Kapitälern angebrachten Figurenstuhl hervorzuheben, über den Kapitälern, die Wandstufung, die bis zur halben Höhe des Zimmers reicht, wird durch ein sehr schmückreiches Friesband abgeschlossen, über dem Maleiren von der Hand eines Lüneburger Malers, eines Zeitgenossen von Albert von Soest, angebracht sind. Immerhin bilden die Lüneburger Schnitzwerke, so zierlich und mannichfaltig sie ausgefallen sind, nur Einzelarbeiten des Raumes. Die Decke ist ganz formlos (Stuck). Auch sind die Soest'schen Arbeiten nur auf einerlei Holz ausgeführt, braun, ohne jede Farbenbelebung.

In der Rathsküche befindet sich der Lüneburger Münzschrank. Darin werden Proben von sämtlichen Münzsorten, die die Stadt zur Zeit, als ihr noch das Münzrecht zustand, aufschloß lassen, in einem logen. Münzbuch (Münzordnung) aufbewahrt. In dem anstehenden Rathsküche ist der „Sillmeister“ von Jul. Wolff entstanden. Der Dichter hat seinerzeit noch einmal dort die zahlreichen städtischen Urkunden durchgemustert.

Den genannten Räumen gegenüber, nach der Marktseite zu ist der Hulbigungssaal gelegen, in dem Kurfürst Georg Ludwig 1706 die Hulbigung der Stadt entgegennahm. Auf dem Deckengemälde „Gajar's Einzug in Rom“ hat der lokale Maler dem Imperator die Züge des Kurfürsten gegeben. Interessante Bildnisse, u. a. das Georg Wilhelm's und das der Mutter der Prinzessin von Anhalt, sind in diesem Saale aufgehängt.

Auf dem Wege zum Obergeschloß des Rathhauses fällt im Hausflur ein dunkler Raum auf, der durch eine eiserne Thür abgeschlossen wird, die aus lauter mit kunstvollen Spiralen geschmückten Eisernen zusammengesetzt ist. Es soll eine Arbeit des Lüneburger Schmiedemeisters Hans Ruge aus dem Jahre 1576 sein. Auch an alten, kunstvollen Schloßarbeiten kann man an den Thüren und Schränken des Rathhauses seine Freude haben.

Das angebenste Gemach im oberen Stockwerk ist die Laube, der Gerichtssaal, aus dem 14. Jahrhundert, mit Spitzbogengewölben und Glasmalereien. Die verbliebenen Wand- und Deckengemälde vom Jahre 1529 aus der Schule Albrecht's waren vor einiger Zeit von düffelborfer Malern aufzurichten versucht. Es hatte sich aber in Bezug auf die Ausführung ein Streit zwischen den düffelborfer und münchener Malern (Seite) erhoben, infolge dessen der Abbruch der Arbeiten hinausgeschoben ist. Die Laube ist durch eine alte Heizvorrichtung zu erwärmen; unter dem Backstein-Fußboden liegen nämlich Heizkammern, aus denen die warme Luft in Thonröhren hinaufgeführt wird. Die interessante Einrichtung stammt aus dem 14. Jahrhundert.

In dem Fürstensaale endlich, welcher die Bildnisse der braunschweig-lüneburger Fürsten enthält, und in dem gotischen Nachbildungen der berühmten Lüneburger Silbergefäße, sowie ein echter Humpen, der seinerzeit nicht mit veräußert werden durfte, aufgestellt sind, sieht sich an den Wänden ein Fries hin, der aus je zwei wechselnden gotischen Holzverzierungen besteht, eine wahre Fundgrube für den Kunsttechniker.

Der Weg vom Rathhause auf den im Westen Lüneburgs gelegenen Kalkberg führt durch eine prächtige Lindenstraße, welche auf dem Planum der hier niedergelegten Festungswälle angelegt ist, im Osten der Stadt ist die alte Umwallung größtentheils noch erhalten. Auf dem Gipfel des hohen, steilen Berges stand im 9. Jahrhundert die Burg Hlume (Hime), von der der Name der Stadt und des nachfolgenden Klosters

stammt. Heute ist der Kalkberg bereits so weit abgebaut (Spiegel), daß oben nicht einmal mehr ein einfaches Wohnhaus Platz fände. Man hat von hier die Aussicht auf die Stadt, über deren Häusermasse der 113 m hohe Westthurm der fünfjochigen Johannisstraße emporkragt, im Osten auf die Haide, nordöstlich auf die Thürme von Hamburg, im Süden auf die Saline. Darüber hinaus schneit das Auge über grüne Felder auf benachbarte Höhen, die dem Lüneburger und auf das nahe Bardowik, wohin ein Laufweg über die „Landwehr“, ein altes Aufsehungsweg Lüneburgs, führt.

Der Fleden Bardowik, in welchem die strohgedeckten Häuser geriebt zwischen weiten Gartenplätzen liegen, nimmt noch heute die Fläche der ehemaligen Stadt ein; er erstreckt sich in der Richtung von Süden nach Norden 2 1/2 km, von Osten nach Westen 1 km. Die Umanen, hier ein schmales Gewässer, an dessen Verbreiterung und Verengung in ihrem Unterlaufe gegenwärtig gearbeitet wird, unterfließt den Ort im Osten und Norden.

Ueber die Geschichte Bardowiks ist wenig bekannt. Der Ort soll durch die Welfen's (Wittekind's) gegründet sein, denen die ersten kirchlichen Stiftungen (Dom, St. Nikolai) zugehörig werden. Die Welfen's waren hier früh begütert. Von Karl dem Großen zum Grenzhandelsplatz zwischen dem Sachsen- und Frankenreich und dem Wendenlande bestimmt, sah Bardowik schon in frühester Zeit einen lebhaften Handelsverkehr in seinen Mauern. Nachdem dem Kaufleuten von Kaiser Otto II. freie Handelsbewegung in christlichen und heidnischen Ländern gestattet war, erhielt Bardowik die Berechtigung zur Zollhebung von allen durchgehenden Waaren. Die Stadt hatte um jene Zeit mittlerweile auch selbst Handel zu treiben begonnen, da ihr die aus ihren Thoren direkt zur See und ins Holsteinische führende Straße, die uralte Hofstaufen, den Handelsweg gienien hatte. Da Lüneburg festland von der Straße lag und sich langamer entwickelte, so hatte Bardowik den Absatz und die Verachtung des dort gewonnenen Salzes sich von früh an anlegen lassen. Zur Zeit Heinrich's des Löwen muß die Stadt bereits sehr bedeutend und auch stark befestigt gewesen sein. So ist es zu erklären, daß sie, auf ihre Kraft vertrauend, im Jahre 1189 dem vandespernen die Thore schließen konnte. Nur durch Verrat, meldet die Sage, habe der Welfenherzog, indem er nachts auf einer jezt durch zwei Granitblöcke begrenzten, im Osten gelegenen Leichen Aurt mit seinen Soldaten die damals viel breitere Umanen übergrit, der Stadt beikommen können. Nach der Dem ausgehoben blieb, wanderten die Kaufleute ins Wendenland hinüber und legten dort den Grund zu der Handelsstadt Lübeck. Bardowik wurde von den Zurückgebliebenen wieder aufgebaut, doch es fehlte der Stadt, trogten sie bald wieder mit Stiftungen bedacht wurde, an jenen thatkräftigen Elementen, welche ihre frühere Blüthe herbeigeführt hatten. Im Laufe der Zeit muß sich jedoch Bardowik wieder gehoben haben. Eine noch vorhandene Ausbildung der Stadt vom Jahre 1584 zeigt eine neue stattliche Befestigung und zahlreiche Thürme. Im 30jährigen Kriege hat das früh protestantische Bardowik nochmals das Schicksal gehabt, von den Kaiserlichen zerstört zu werden. Die Einwohner sind größtentheils nach Lüneburg gezogen, und der Ort hat seitdem den Charakter eines Ackerfeldens angenommen. Der alte Handelszeit ist aber unter der jetzigen Bevölkerung immer noch reg. Noch heute wird das ehemalige Handelsgebiet der Stadt Bardowik, Holstein, Hannover, Oldenburg und Mecklenburg umfassen, von den Bardowiker Saachhändlern auf den alten Verkehrsstraßen alsbaldlich in der Zeit von Neujahr bis Oetern beacht, während die Frauen im Sommer Hamburg mit Gemüße vertragen. In letzter Stadt besaßen die Bardowiker seit dem 17. Jahrhundert ein eigenes Lagerhaus (das Rippelhaus, Zwiebelhaus), welches erst jezt unter dem Holländisch hat fallen müssen und seitens des hamburgischen Senats mit 43,000 M. kürzlich entzündigt ist.

Das älteste Gebäude Bardowiks ist der Dom, den Apostelfürsten Petrus und Paulus geweiht. Ursprünglich war er eine Hofkirche; bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts wurde von Quadernstein an ihrer Stelle eine mächtige Basilika errichtet; um das Jahr 1380 endlich wurde dieser romanische Bau in eine gotische Hallenkirche aus Backsteinmaterial umgewandelt, wie dieselbe noch heute erhalten ist. Von dem

Quadersteinbau des 12. Jahrhunderts sind auf der Westseite noch mannichfache Reste vorhanden. Der Unterbau der Thürme, sowie das Portal zwischen denselben, die Rundbogenfriese, die Nischen, die Fensteröffnungen der Thürme zeigen den romanischen Stil. Das Portal, welches in eine Vorhalle führt, sowie die Halle selbst und der beim Umbau vermauerte Durchgang zum Mittelschiff des Domes weisen romanische Säulen auf, auch findet sich ein Schuppenfries an dessen Säulen. Die wie beim alten Bau noch jezt nachträglich aus dem redigierten Unterbau hervorstrebenden niedrigen Thürme des Domes sind aus Backstein um 1400 erbaut. An den Außenseiten des Thurmbaus sind die Giebelhöfen des alten Baues bezeichnet. Der Giebel, der die Spur des girmnen Jostlovers über dem jetzigen, südlich gelegenen Portale andeuten soll, ist Karavitar und gleicht eher einer Kappe, die einen Budeel macht. Das Innere des hochgedöhlten, weiten Domes macht einen erbebenden Eindruck. An dem Giebel hier wird wieder Schnitzereien vorhanden, wie vermuthet wird, ebenfalls von der Hand Albert's von Soest, welche in der Komposition weit einander sind als der Lüneburger Holzschmitt und darum mit den halle'schen Arbeiten über übereinstimmen.

Außer dem Dome ist von den neun Kirchen, die Bardowik früher besaß, nur noch die St. Nikolai-Kapelle erhalten, welche ebenfalls von den Welfen's gestiftet sein soll. Die Kapelle gehörte ursprünglich zu dem reichgezierten Nikolaushofe und war von den Sittlern für die Angehörigen eben dieses Hofes, die Kothpaffen und Mehrleute, bestimmt, wie auch andere Hofbesitzer aus sehr edlen Geschlechtern, den Willungen, Bardowen (davon der Name „Bardowum vicus“ = Bardowik) u. s. w. hier für ihre Beamten und Arbeiter Kapellen (die St. Wilhohi, die St. Vit-Kapelle u. a.) haben erbauen lassen, die längst wieder verkommen sind, deren ehemalige Standorte aber sich noch genau feststellen lassen, da die früher durch Umfriedigungen bezeichneten Plätze bis auf diese Zeit von den Hofanliegern als Kirchhöfe benutzt worden sind.

Die großen Herrenhöfe in Bardowik sind längst zerfallen, nur ihre Namen erben noch in der Gemeinde fort und bilden gewissermaßen Bezeichnungen für die Bezirke des Ortes. Ein einziger Hof aus der Zeit nach dem 30jährigen Kriege, nach der Anstift am Thorbalken (Dörenbrang) aus dem Jahre 1651, ist erhalten geblieben, der sogenannte Gildeshof mit dem Gildehaus, zu welchem Hofe ebenfalls früher eine Kapelle gehörte hat.

Die Einrichtung des Gildehauses ist die des alten nieder-sächsischen Bauernhauses. Ueber den niedrigen Umfassungsmauern ruht ein mächtiges, an den Seiten überhängendes Strohdach. Der Giebel, in dem der Thorweg sich befindet, liegt nach der Straße zu, während das Haus selbst von der Seite durch eine weit hinten liegende, mit einer Holzverzierung versehen, kleine Thür betreten wird. Zunächst fällt die breite, das ganze Haus durchquerende Deele auf mit den offenen Feuerstellen ohne jedes Abzugrohr. Der entsetzende Rauch entweicht durch die Entenlöcher unter der Dachrinne, da wo die feistlichen Holzträger des Strohdaches außen in zierliche, einander zugekehrte Pfeilerköpfe ausgehakt sind, wie sie jezt noch an allen bardowiker Häusern vorkommen. An die Deele stoßen die Stuben des Hofbesitzer oder wie hier des Bäckers, in welchem noch wie vor Alters die Gemeindeversammlungen abgehalten werden; ferner liegen an der Deele die Stube der „alten Leute“ und die Giebelkammern. Uraltes Möbelwerk und hohe Alpendenken sind durch die auf die Deele herausgehenden Fenster in diesen Räumen zu erblicken. In der Mitte des Hauses mit der Deele unmittelbar verbunden ist ein langer Raum, der nach der Straße zu sich erstreckt und durch den erwähnten Thorweg abgeschlossen wird. Hier steht links und rechts angeoppelt das Vieh.

Ein Gildeshof ist von jeder Eigentum der Gemeinde gewesen; in ihm wurden schon in ältester Zeit die Versammlungen der zum Dienst als Wogenhändigen verpflichteten Bürger abgehalten, welche letztere den S. Sebastian als ihren Schutzpatron ansahen (auch die ehemalige Gildentanz in Bardowik war dem Sebastian geweiht). Jede Spur von der Gildeshof ist im 30jährigen Kriege untergegangen zu sein; nur ein Symbol der alten Vereinigung ist erhalten geblieben, welches noch heute bei Einföhrung von Gemeindegeldern in die Bürgerrolle in Anwendung kommt. Dem neuen Bürger von Bardowik wird nämlich bei dem feierlichen Akte der Einföhrung ein aus dem Jahre 1612 stammender silberner





Vogel (Papagei) mit vergoldeten Füßen, welcher ein Schild mit der Abbildung einer Vogelklinge und einer durchlöchernten Scheibe auf der Rückseite trägt, an silberner Kette um den Hals gehängt. Der Vogel ist das Sinnbild der Stärke und der Freiheit. Aus dem Papagei des Mittelalters hat sich mit der Zeit der Adler herausgebildet, wie dies auf den als Deckenschmuck des Lüneburger Stadtschießhauses dienenden, nach der Zeitfolge geordneten Feilscheiben deutlich zu verfolgen ist.

Der silberne Vogel, den die Bardowiker als Andenken aus der Väter Zeit noch jetzt in Ehren halten, mag bei Aufzählung des Brandschuttes nach der Zerstörung der Stadt im 30jährigen Kriege gefunden sein. Es läßt sich annehmen, daß bei geeigneter Nachgrabung auf dem Boden des Ortes noch andere ehrwürdige Zeichen aus alter Zeit ans Licht gefördert werden; bis jetzt sind derartige Versuche nur auf früheren Kirchhöfen angestellt worden, oder da, wo man über gewisse Vertickeiten Klarheit haben wollte. Bei solcher Gelegenheit ist man auch auf die uralte Stadtmauer gestoßen. Von vorgezeichneten Gegenständen sind bisher beim Pflügen einige Urnencherben, eine gebrauchte Thonperle und ein Stück Bronzeblech aufgefunden worden.

Wie in seiner wirtschaftlichen Einrichtung, so ist auch in seinen Sitten und Gebräuchen das bardowiker Völkchen ein treu am Alten hängendes. Davon einige Beispiele.

Es findet in Bardowik noch jetzt alljährlich zu Pfingsten der Maigang der Bewohner durch den „Eichhof“, ein altes Heiligthum des Woban, statt, bei welcher Gelegenheit am Ausgange des prächtigen Haines von Alt und Jung ein Gebäck in Gestalt eines Rades (Souvenrad) gekauft wird. Der Eichhof liegt im Süden des Ortes und gehörte zum Nikolaus. Der h. Nikolaus ist bekanntlich sehr oft an die Stelle des Woban getreten.

Mit ihren uralten Hausmarken versehen noch die heutigen Bardowiker die Körbe mit Gemüse, welche sie mit der Eisenbahn auf den hamburger Wochenmarkt schicken. Diese Markten sind figurlich und stellen z. B. ein Rad, einen Stern, zwei gekreuzte Dreiflügel, einen Hühnerfuß vor. Letzteres Zeichen findet man auch wohl als Verzierung an den braunroth gestrichenen Thorwegen in Bardowik. Das heutige Rathhsiegel des Ortes hat ebenfalls eine solche ursprüngliche Marke, nämlich 3 Rüben.

Was die Tracht der Bardowikerinnen anlangt, welche früher der Hauptsache nach in einem rothen Friesrock und Sonntags in einem weit ausgeschnittenen seidenen Nieder bestand, so ist dieselbe allerdings in neuester Zeit abgelegt. Die Frauen tragen jetzt Sonntags städtische Kleidung, Werktags dunklen Rock, dunkle Jacke und dunkelblaues Kopftuch. Geliebt sind indes die mit buntfarbigem Tuchstreifen überzogenen Tragepolster, welche auf den Kopf gelegt werden. Die Frauen tragen nämlich die Gemüsekörbe und andere Lasten auf dem Kopfe.

Im Norden Bardowiks, da wo aufgefundenene Reste von Mauerwerk die alte Burgstätte (Wasserburg) vermuthen lassen, in der die herzoglichen Vögte wohnten, führt eine Brücke über die Almenau, die als „Stieg“ schon früh vorhanden gewesen ist. Jenseits des Flusses benutzen wir die alte „Holstenfurt“ bis zu einem ausgedehnten Sanddünenlager, das die in allerältester Zeit hier bujenförmig einschneidende Nordsee zurückgelassen haben soll. Von da zweigt sich unser Weg östlich über ein dürres Heidefeld ab nach der Lüneburg-Büchener Bahnstation Abendorf. Hier beginnen bereits die grünen Marschen, die uns an die Elbe führen: schmale, lange Ackerflächen, die statt durch Furchen durch tiefe Gräben von einander abgegrenzt sind. Das Marschland hat heute nicht mehr die Kraft wie ehemals; die Bauern müssen düngen, wo früher der Boden von selber die Frucht hergab. Sie haben sich daher seit einiger Zeit der Viehzucht in höherem Maße wie bisher befestigt.

Die Eisenbahn durchfährt hinter Abendorf auf hohem Damme sehr langsam ein Gebiet, das Moorboden zum Untergrunde

hat. Das Elborland wird vor Station Hohnstorf durch den mit Weiden bestandenen weißen Sand angezeigt. Drüben liegt, vom Flusse terrassenförmig aufsteigend, Lauenburg. Eine Kettenbrücke führt von Hohnstorf hinüber.

Der Name bezeichnet bereits den wendischen Ursprung des Städtchens, die Burg an dem „rauschenden Flusse“, an der Labe, wie die Slaven die Elbe nannten, die Labenburg; später Lavenburg, Lauenburg. Um das Jahr 1182 wurde sie auf der Höhe von Herzog Bernhard von Sachsen aus den Ueberresten der von Heinrich dem Löwen zerstörten Ertenburg erbaut. Sie war stark besetzt, sodaß sie wiederholter Belagerung standhielt; im Jahre 1202 wurde sie jedoch von Waldemar II. von Dänemark erobert. Die Stadt, welche sich um die Burg herum bildete, wird schon 1248 genannt; sie hob sich, als ihr von den Aftanien die Zollerhebung auf der Elbe übertragen und im Jahre 1417 ein Schifferamt mit manchen Rechten in ihren Mauern eingerichtet ward. Im Jahre 1587 hatte die Stadt bereits einen eigenen Kaufhof. Unter der braunschweig-hannoverschen Regierung (1689—1807) wußte sich Lauenburg seine alten Rechte zu erhalten. In neuerer Zeit ist die Stadt durch den oftmaligen Wechsel ihrer Territorialherren berühmt geworden; eine lange Zeit (von 1815—64) hat sie zu Dänemark gehört. Das Zollamtsgebäude an der Elbe erinnert heute noch an die dänische Herrschaft.

Durch seine Lage erinnert Lauenburg an die rheinischen Uferstädte. Der sich unmittelbar an der Elbe hinziehende untere Theil der Stadt ist mit dem oberen Stadttheile durch drei Straßen und ebensoviele Treppen verbunden, deren höchste 100 Stufen hat. Von der Burg ist aus dem 15. Jahrhundert ein Thurm erhalten geblieben, auch sieht noch ein Flügel eines späteren Schloßbaues. Die Aussicht von den Gartenanlagen hier auf die Elbe und das weite Marschland, sowie auf Lüneburg ist entzückend. Der untere Theil der Stadt mit seinen schmalen Gassen und Plätzen, auf denen sich manches Haus mit alter Holzverzierung findet, macht einen eigenthümlichen Eindruck, da sich hier dicht am Ufer der ganze Verkehr bewegt. Ackerbau, Schifffahrt, Fischerei, Industrie, Handel haben hier ihre Vertreter. Die ein hohes Alter bekundende Kirche des Ortes liegt auf einem Plage unmittelbar am Fuße des Berges in ziemlich versteckter Lage.

Ein dumpfes Getöse, das Abfahrtsignal des hamburger Dampfers! Der Lauenburger Berg setzt sich auf der Thalfahrt zur Rechten fort, anfangs als ein kahler Sandrücken. Auf dem Sande fällt stellenweise eine dunkle Spur auf, die von einem flachen Anthrazitlager stammen soll. Für den Geologen eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung! Alsdann folgt ein prachtvoller Waldbestand auf der Höhe, der sich weithin ausdehnt. An dem alten Raubritternest Artlenburg vorüber, in dessen Nähe die Holstenfurt die Elbe erreicht und jenseits sich fortsetzt, rechts an der einsam gelegenen Dynamitfabrik Krümmel vorüber, wo zahlreiche Stollen zur Bergung des gefährlichen Stoffes in den Berg hineingebaut sind, hält das Dampfgeschiff geradezu auf das verkehrreiche Geesthacht (gegenüber liegt Marschacht), in dessen Hafen viele Rähne mit Holz und Korbweiden, sowie mit Glasflaschen, welche hier gefertigt werden, beladen vor Anker liegen. Jetzt beginnen die Vierlande zur Rechten, ein ebener, von vielen Wasserläufen durchzogener Landstrich. Am anmuthig liegenden Zollenpieker, der uralten Zoll- und Fährstelle der Unterelbe, wird Federvieh aufgenommen. Wir spüren bereits die Nähe des marktreichen Hamburg. Bei der Station Hoopte landen wir, Zollenpieker und den Vierlanden gegenüber. Am Ufer entlang führt die alte Lüneburg-Harburger Straße. Wir überschreiten dieselbe und gelangen durch die Marschen nach dem freundlichen Land- und Fabrikstädtchen Winjen, von wo uns das Dampfgeschiff in später Stunde an dem mondbelegten Bardowik vorüber der Salzstadt Lüneburg wieder zuführt.

S. Hart.

## Land- und Hauswirthschaft.

### Anweisung zur Kultur der Futterrüben.

Der als hervorragender Züchter von Futterrüben bekannte Herr. von Borries-Edendorf giebt folgende Anweisung zur Kultur derselben. Das Land zum Anbau von Futterrüben muß

im Herbst eine starke Stallmistdüngung und überall da, wo der Boden nicht besonders kaltrich ist, zu derselben Zeit eine starke Kalidüngung, etwa 100—150 kg Kainit pro 1/4 h erhalten. Der Stallmist kann durch eine starke Düngung von Superphosphat mit entsprechenden Ammonialsalzen oder Gipsalpeten ersetzt werden.